

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorialer Betrachtung.

Warum das Fleisch so theuer ist.

Das betrifft die hohen Fleischpreise ein gut Theil auf das Verhölz des Trufis kommt, mag das Publikum nicht ganz mit Unrecht angenommen haben; der Mittelmann, der „Butcher“ ist wohl mit Unrecht verdächtigt worden, denn der muß hart arbeiten für seine Kundenschaft und spinnst nicht viel Seide dabei, den Hauptgrund aber hat man in natürlichen Ursachen, in der Lage des Marktes zu suchen. Der Jenufus gibt darüber Aufschluß. Mehr Nachfrage als Angebot.

Die Bevölkerung hat in dem Jahrzehnt, mit dem sich der letzte Jenufus beschäftigt, um zwanzig Prozent zugenommen; der Werth von lebendem Vieh um fünfzig Prozent. Darin ist aber alles eingeschlossen, was als Einhufer oder Spalthufer auf vier Beinen herumläuft, Pferde, Esel, Maulthiere, Ziegen und Ziegen. Rindvieh ist in Werth nur um 1 Prozent gestiegen, hat aber an Zahl abgenommen. Milchthiere haben um 20 Prozent an Zahl und um 28 an Werth zugenommen, was dem Wachstum der Dairy-Industrie zuzuschreiben ist; an Kälbern ist aber eine Abnahme von 49 Prozent an Zahl und 62 Prozent im Werth zu verzeichnen, für Rindvieh 7 und 12 Prozent respective.

Neulich verhält es sich mit Hammeln und Lämmern, da erachtet sich eine Abnahme um 41 an Zahl und 31 an Werth. Zusammen mit Schafen beträgt die Abnahme an Zahl nur 2 Prozent, der Werth aber eine Zunahme um mehr als 57 Prozent. Verminderung an Zahl u. Zunahme des Wertes muß natürlich höhere Preise zur Folge haben. Die Preise für Wolle sind dabei auch in Betracht zu ziehen, aber Thatsache ist, daß Schafwolle abgenommen hat, die Nachfrage nach Fleisch aber gestiegen ist. Der Werth der Schweine hat um 71 Prozent zugenommen, der größere Verbrauch von Schweinefleisch ist unzweifelhaft dem Ausfall an anderen Fleischsorten zuzuschreiben. Nicht anders ist es mit Geflügel. Die Zahl der Hühner ist zwar von 230 auf 280 Millionen gestiegen, aber Turkeys, Enten und Gänse haben bedeutend an Zahl abgenommen, ihr Wert aber ist um 79 Prozent in die Höhe gegangen.

Die Aufzucht bleibt hinter dem Bedarf zurück. Was betrifft das Rindvieh hauptsächlich wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß infolge fortschreitender Anpflanzung Weideland knapp wird und mehr und mehr Pacht dafür zu zahlen ist, wo früher die großen Herden frei auf den öffentlichen Ländereien weiden konnten. Man wird sich mit der Thatsache abfinden müssen, daß ein wesentliches Billigerwerden von Fleisch unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu denken ist.

Frauenstimmrecht.

Wenn die dramatische Dichtung unserer amerikanischen (englischen) Bühne zum öffentlichen Leben die nahen Beziehungen hätte, wie im alten griechischen Volksleben zur Zeit des Aristophanes, möchte sich vielleicht ein Poet angepunkt fühlen, eine neue Auflage der Ekklesiazusen zusammen zu reimen, um sich bei der großen Menge in Genuß zu setzen, die in der gegenwärtigen Stimmrechtsbewegung nichts anderes sieht als eine augenblickliche Laune des weiblichen Geschlechts, das hysterisch nach der Politik greift, um die innere Leere ihres Daseins auszufüllen. Der Verfasser des „Weibertöndels“ sagte nicht voraus, was heute Wirklichkeit geworden ist, ihm war es nur darum zu thun, den gesunden männlichen Sinn des Volkes mit klarer Satire wieder zum Selbstbewußtsein zu erwecken. Sein moderner Nachahmer würde sich dazu verstehen müssen, die Frauenbewegung nicht als bequemeres Mittel der Verpötlung des politischen Lebens zu behandeln, sondern dieselbe selbst als eine Verirrung, als eine Verkennung der Stellung der Frau inmitten der Lebensaufgaben unserer Zeit zu geisteln. Und das würde ihm schwer fallen.

Billiger Witz ist leicht bereit, dem Vorurtheil mit bequemen Späßen zu schmeicheln u. oberflächlicher Beurteilung der gegenwärtigen Zustände eigenes Urtheil unterzuordnen, wer aber berufen, am Weibthum der Zeit beobachtet, wie die Fäden hinüber- und herüberschlagen, um die bunten Erscheinungen der Mittelwelt zu einem Gesamtgebilde zu gestalten, der wird nicht leichtfertig darüber urtheilen, wenn in die Reihe der sozialen Entwicklungen auch das Recht der Frau als Einschuß zur Geltung zu kommen sucht.

Es läuft da ja freilich manch sonderbar gefärbter Baden von der Polizei und wenn das Gewerbe aus der Werkstatt junger gebracht wird, mag manche Figur darin recht fremdartig erscheinen. Die Agitation, wie sie in England für das Frauenstimmrecht betrieben wird, mußte nicht freundlich anmuten, aber wohl auch mit in den Kauf genommen werden, wie so manche andere ungewohnte Begleiterscheinung im

politischen und öffentlichen Leben. Ueber den Einzelheiten jedoch dürfen wir den leitenden Grundgedanken nicht aus den Augen verlieren, der nicht aus leichtfertiger Spielerei hervorgegangen ist, sondern im Gange der modernen Zeitentwicklung liegt, die so viele neue Erscheinungen gezeitigt hat, die früher dem bürgerlichen Verstand weit fern lagen.

Die Frauenstimmrechtsbewegung hat in den letzten Jahren hierzulande beträchtliche Fortschritte gemacht. In einer Anzahl von Staaten ist der Frau bereits die politische Gleichberechtigung auch am Stimmkasten zugesprochen worden und andere werden Folge leisten. Der Wählerkreis von Wisconsin ist die Frage für die nächste Wahl in Form des Referendums vorgelegt. Der gegenwärtig hier tagende Konvent soll die Agitation in die Wege leiten. In Schulangelegenheiten steht hier wie in anderen Staaten schon seit langem das Stimmrecht den Frauen zu. Die Genährung ging von dem durchaus vernünftigen Gedanken aus, daß die Frau in Angelegenheiten, die ihrem Interesse nahe gingen, zunächst die Kindererziehung, sehr wohl ein Wort mitreden sollte. Die Probe hat sich bewährt. Es ist daher nur folgerichtig, die Sphäre zu erweitern, wie sich nach und nach ja auch das Interessengebiet der Frau erweitert hat. Die sozialen Wirkungen der industriellen Entwicklung haben es zur Nothwendigkeit gemacht, daß Frauenarbeit mit hineingezogen werden mußte in die modernen Produktionsmethoden und an die Beschäftigung von Mädchen und Frauen in Fabriken hat sich die in unzähligen anderen Betrieben gereicht. Das junge Mädchen von heute kann nur ausnahmsweise daheim bei der Mutter bleiben, Hauswirtschaft lernen und auf den Bräutigam warten, der, wie es früher glücklicher Weise Mode war, auch kommen mußte. Heute warten viele, wie das arme Ding im Spinnrad, vergebens und müssen, wie der Mann, hinaus ins feindliche Leben. Millionen von Mädchen und Frauen ist dieses Los beschieden. Sie stehen im sozialen Organismus gerade wie der Mann. Sollte ihnen da nicht das Recht zustehen, an dessen Ausbau mitzuwirken und auch den Standpunkt ihres Geschlechts dabei zur Geltung zu bringen. Es gibt da so viele Fragen, betrifft deren weibliches Urtheil mitbestimmend sein sollte. Vielleicht ließe sich viel soziales Unglück vermeiden, wenn bei der bezüglich der Gesetzgebung auch das Verständnis der Frau mit entscheiden könnte. Es genügt, wenn das hier nur angedeutet wird.

Man kann nicht erwarten, daß die Forderung des Frauenstimmrechts enthusiastische Aufnahme finden werde. Brauch und Tradition stehen dagegen. Wir brauchen uns auch nicht dafür zu begeistern. Aber die Berechtigung, daß die Forderung erhoben wird, wollen wir nicht im Abrede stellen. Vielleicht führt es zum Guten. Wenn nicht, wird es bald genug wieder in unbeachtete Vergessenheit zurücksinken. Der soziale Bau wird darüber nicht in Trümmer fallen. Auch das Frauenstimmrecht ist vom politischen Organismus ohne wesentliche Störungen affimiliert worden.

Tschechen und Deutsche.

Oesterreich hat wieder einmal ein neues Ministerium. An Stelle des Freiherrn von Gautsch, der zwischen Tschechen und Deutschen das Gleichgewicht vergebens herzustellen suchte, ist Graf Stürgg getreten, der, obschon er Mitglied des bisherigen Ministeriums war, die Aufgabe durchführen zu können meint. Daß er damit durchdringen wird, ist kaum anzunehmen, er möchte denn willens sein, die Interessen der Deutschen den Tschechen ganz zu opfern, wozu Freiherr von Gautsch die Hand nur halb geboten hatte. In der inneren Politik Oesterreichs folgt eine Krise der anderen. Gelöst werden sie im allgemeinen niemals, sondern so lange verschleppt, bis sie veraltet und durch andere in den Hintergrund geschoben sind. In einem anderen Staat, etwa England oder Deutschland, würde das nicht auf die Dauer gehen, ohne daß er bis in seine Fundamente erschüttert würde. Oesterreich lebt weiter und seine Politiker scheinen gar nicht die Nothwendigkeit zu empfinden, aus diesen Zuständen herauszukommen. Sonst hätte sich wohl schon ein Mann unter ihnen erhoben, der den Weg aus dem Labyrinth gezeigt und die Parteien gezwungen hätte, ihn zu gehen. Immer und ewig wird das aber nicht fort gehen, besonders da auch die Lage in Ungarn zu berücksichtigen ist.

Seit 1867 hat sich in Oesterreich ein Ministerium nur so lange gehalten, als keine Extra-Bewilligungen zur Sprache kamen. Wenn der Reichsrath widerspenstig ist, können die Minister sich leicht ohne ihn behelfen, da sie den gesamten Paragraphen 14 zur Hand haben, der ihnen gestattet, im Falle der Noth von der Beihilfe des Reichsraths abzusehen und ohne seine Zustimmung die Steuern weiter zu erheben. Die Schwierigkeit tritt aber ein, wenn die Minister um neue Steuern ersuchen. Dann ist die Beihilfe für die deutschböhmischen Parteien im Reichsrath gegeben, an die Regierung mit neuen Forderungen heranzutreten und von ihr Zugeständnisse auf Kosten des Reichthums zu erpressen. Diesmal

verlangten die Tschechen zwei Ministerposten, ehe sie über eine Verständigung mit den Deutschen verhandeln wollten.

Gemeinhin hat die Regierung nachgegeben, denn die Deutschen ließen sich in der Regel gefallen, so von oben weg behandelt zu werden und das Ministerium hatte immer die Ausrede zur Hand, daß die Deutschen schon ein Opfer bringen könnten, um die nationale Harmonie zu erhalten, was den tschechischen Uebermut nur noch mehr steigerte. Freiherr von Gautsch wollte auch diesmal nachgeben, aber im letzten Augenblick haben sich die Deutschen erhoben und ihm die Gefolgschaft aufgesagt; alles können sie sich doch nicht gefallen lassen, und so ist denn kein Rücktritt erfolgt.

Als der kommende Mann war der Polenführer Bilinski genannt worden, der eine provisorische Mehrheit im Reichsrath erzielen wollte, deren Kern Deutsche und Polen bilden müßten. Aber das wäre ein sonderbares Ausnahmismittel gewesen und hätte wohl nur dazu geführt, daß die Polen für sich beansprucht hätten, was den Tschechen verweigert worden war. Auch Graf Stürgg hat die Verlegenheit gefühlt. Man experimentirt mit allen möglichen Mitteln, weil kein Staatsmann da ist, der sich bei den widerstreitenden Parteien und Interessen Respekt zu verschaffen und die auseinander strebenden Elemente zu bändigen und bei einander zu halten wüßte. Man brauchte dazu einen Mann mit besonderer Genialität, nur müßte er den nöthigen Muth haben und den ehrlichen Willen. Aber da fehlt es.

Wie Graf Stürgg es fertig bringen wird, die böhmische Sprachenfrage zu erledigen, um die sich zur Zeit der Zwiespalt dreht, bleibt abzuwarten. Der Plan der Tschechen ist, der Regierung keine Extra-Bewilligungen für Militärausgaben zu gewähren, bis sie in die Entschreibung der Deutschen in Böhmen, die für die Aufrechterhaltung ihrer Sprache kämpfen, eingewilligt hat. Gautsch, der nachgeben wollte, ist darüber gefallen, Graf Stürgg muß andere Wege einschlagen, einen Ausgleich der feindlichen Elemente herbeizuführen.

Entwässerung.

Was Kapitalverwässerung heißt, hat Joh Gould ursprünglich in das Eisenbahnenwesen eingeführt, unter seinen Nachfolgern, namentlich durch den Napoleon der Finanzkünste Harriman, ist es in ein System gebracht worden, das es ermöglicht, durch Bondsausgaben die Interessen einer ganzen Anzahl von Bahnen und so ein ganzes Verkehrsgebiet zu verschmelzen. Kombination war die Lösung und ihr Grundfah, die Ertragsfähigkeit auf Kosten des Publikums bis aufs äußerste zu steigern, bis schließlich die Regierung einschreiten mußte, um durch Ratenvorchriften der Ausbeutung Schranken zu setzen. Inzwischen waren die großen Korporationen auf denselben Plan verfallen. Auf Kapitalaufammenballung und Aktienverwässerung begründeten die Trusts ihre Organisationen, deren gemeinschädliche Methoden es nun so weit gebracht haben, daß die Regierung ebenfalls zum Schutze des Publikums einschreiten mußte. Damit ist zwar leider sehr spät der Anfang gemacht worden, aber die Sache ist doch nun im Gange. Die Aufstellungsdokumente kennzeichnen die ersten Erfolge, über deren dauernden Werth freilich noch kein abschließendes Urtheil möglich ist. Es ist eine große Aufgabe, die Vereinigung großer Interessen, wie sie sich als Folge natürlicher Entwicklung ergeben hat, bereit zu kontrollieren, daß die Entfaltung ihrer gemeinschaftlichen Kräfte nicht zum Schaden des Publikums ausschlägt und gleichzeitig die zu hoch geartete Kapitalverwässerung auf ein Maß zurückzuführen, das dem wirklichen Werthe und der darauf basierten Leistungsfähigkeit entspricht.

Das letztere ist das schwierigere Problem, denn hierbei ist auf die zahlreichen Interessenten der Trusts Rücksicht zu nehmen, die sich im Besitz von Aktien befinden, die sie als Kapitalanlage erworben haben und die verlieren müßten, wenn mit einem Male aller der fingirte Werth, das sind die verwässerten Aktien, auf seine reale Substanz reduziert werden sollte. Da würde ihnen herzlich wenig als solider Besitz übrig bleiben. Die Unternehmer, die Gründer haben sich gefürchtet; wenn ein Reich kommt, sie besitzen die sicheren Papiere, die den wirklichen Werth repräsentieren; es ist der kleine Mann, der getroffen wird, der Arbeiter, den man veranlaßt hat, seine Ersparnisse in Common Stock anzulegen, der Kleinstkapitalist, der sich durch die Prospektus-Promesse hat blenden lassen, sein blaues Geld in Papieren anzulegen, von denen er nicht wissen konnte, daß sie nichts repräsentieren, als die mögliche Ertragsfähigkeit des Unternehmens bei fortgesetzter Ausbeutung des Publikums durch übermäßig hohe Preise. Auf diese ist Rücksicht zu nehmen.

Und das wollen die Gründer ganz genau. Deshalb hätte man sie jetzt, wo es den Gründungen an den Krügen geht, so wohlthätig beklammern von den Verleuten, denen durch das Vorgehen der Regierung der kleine Aktionär aus-

gesetzt ist, von der lähmenden Wirkung, die das auf Handel und Wandel haben müssen. Sie haben die Geschichte ganz fein eingefädelt. Und wirklich muß die Regierung, wenn sie die Reorganisation der Trusts durchsetzen will, auf die kleinen Interessenten Bedacht nehmen. Ohne das könnte sie leicht fertig werden. Die Trusts, sagt der bekannte Eisenbahn-Finanzmann James G. Hill, werden verschwinden, so bald sie nachweisen müssen, daß jeder Dollar ihres Kapitals baar, in Eigenthum oder Arbeitswerth, einbezahlt worden ist. Zwingt jede Korporation, das zu thun bei Strafe, jeden Fehlbetrag an Kapital oder Ueberfluß durch eine Auflage auf die Aktionäre gut zu machen, oder aber die Kapitalisation auf ihren wirklichen Werth herunter zu schreiben, und die Trusts würden keinen Stein des Anstoßes mehr bilden.“ Denn mit der Entwässerung wäre auch nicht mehr die Nothwendigkeit vorhanden, die Verwässerung des geschwollenen Kapitals durch Preisvertheuerung der Waare möglich zu machen.

Der Prozeß kann nur langsam vor sich gehen. Vielleicht wird weitere Gesetzgebung dazu nöthig sein. Man kommt diesbezüglich auf den schon früher gemachten Vorschlag zurück, die Interpretation von Bundeswegen allgemein einzuführen, so daß die Ausgabe von Aktien und Bonds nur unter Kontrolle und mit Genehmigung der Regierung stattfinden kann, so daß ihr Beitrag auch dem wirklichen Werthe entspräche. Bei der beabsichtigten Reorganisation der Korporationen ließe sich das vielleicht durchführen.

Unverschämte Ausbeutung.

Der Zudertrust hat sich anständig herbeigelassen, mit seinen Preisen etwas herunterzugehen. Die Zeit des Obstentostens ist vorüber, die Hausfrauen haben unverschämter theuer Zuder bezahlen müssen, der große Schnitt ist gemacht, nun kann man schon etwas thun, das Publikum wieder zu beruhigen; es läßt sich ja so leicht Geld in die Augen streuen. Vielleicht gelingt das aber diesmal nicht, um so weniger sogar, als die Konkurrenten des Trusts jetzt sehr energisch für die Aufhebung des Zuderzolls eintreten, dessen die Raffinerie-Industrie keineswegs mehr bedarf, der nur noch dazu dient, die Einfuhr vom Auslande zur Ergänzung der knapp gewordenen einheimischen Vorräthe zu verhindern.

Wie kürzlich bereits erwähnt, hat Russland einen Ueberfluß von hunderten Millionen Pfund, der hier schnell Aufnahme finden könnte, wenn seiner Einfuhr nicht das Zollgesetz im Wege stünde. Dasselbe bestimmt nämlich, wie bekannt, daß Zuder aus Ländern, die der einheimischen Fabrikation Prämien oder Ausfuhrvergütung bezahlen, hier mit einer dem Zollsatz entsprechenden Abgabe belegt werden soll, und da in Russland das Prämien-system besteht, muß hier die vorgeschriebene Schranke gezogen werden. Ob es nicht möglich ist, dieses Hinderniß doch zu umgehen, dazu ist man in Washington in zwei Departements bemüht, einen Ausweg zu finden, wie der betreffenden Zollvorschrift eine Auslegung gegeben werden könnte, unter welcher die Einfuhr ohne Aufschlag gestattet wäre.

Wie behauptet wird, muß das amerikanische Publikum jährlich hunderten von Millionen an Zuderzoll bezahlen, damit sich der Trust daran mästen kann. Man kauft jetzt zwölf oder dreizehn Pfund für einen Dollar, wo man vor etwa einem Jahre zwanzig dafür erhielt. Das Volk bezahlt schwere Abgaben, bekommt ein Drittel weniger als sonst und muß schuldhaftig auf die Abhilfe verzichten, die ihm die Einfuhr bringen könnte. Die unabhängigen Raffineure, wie Spreckels und die Arbudels, erklären, daß die Zuderindustrie der Ver. Staaten keinen schädlichen Zoll mehr braucht. Bei ausreichenden Vorräten kann der Trust sogar exportieren und erhält dann eine Rückvergütung darauf. Es werden hier im Lande alljährlich etwa 7,300,000,000 Pfund Zuder verkauft. Ein Aufschlag um nur einen Cent der Pfund kommt der Summe von \$73,600,000 gleich, die der Konsument bezahlen muß. Bei der letztjährigen Preissteigerung hätte, bei Jahresverbrauch berechnet, jede Familie \$7.50 mehr bezahlen müssen, um die unerfülllichen Forderungen des Trusts zu füllen. Wenn die Regierung den Zollsatzparagrafen aufheben könnte, wäre solcher Ausbeutung sofort ein Ende gemacht.

Die Bestimmungen, unter denen die Regulierung des Zudertrusts vor sich gehen soll, scheinen Arena genug zu sein, besonders, da nachdruck darauf gelegt ist, die vier selbständigen Gesellschaften, in die der Trust zerplüßert werden soll, streng getrennt von einander zu halten, so daß erstlich keine Vergemeinschaftung der Interessen stattfinden wird. Ob die Autorität des Anti-Trust-Gesetzes in der neuen Form gewahrt ist, muß sich erst herausstellen, wenn diese ins Leben getreten ist und ihre Wirksamkeit beginnt. Die Regierung behält sich deshalb eine fünfjährige Probezeit vor, so daß auf ihren Antrag das zehnjährige Antitrust-Gesetz jederzeit einstellbar kann.

Ohne Hoffnung keine Energie.

Haus- und Landwirthschaft.

Wollene Strümpfe. die sich nicht zum Stopfen eignen, zerfächelt man, faßt sie mit billigem Baumwollenband ein und benützt sie zum Abreiben des Herbes. Wenn die Herbsplatte gut mit Sand und warmem Wasser abgerieben ist, scheuert man sie mit ölgefeuchtem Lappen noch einmal über.

Braune Schuhe. Eße man die braune Creme auf das Leder bringt,bürste und pinsel sie nach dem Staub gut ab und trage dann erst die fettige Masse auf. Das Tuch, mit dem dann die Masse verrieben wird, muß ganz rein sein und ist daher öfter zu waschen.

Große Servietten, wie sie in früheren Jahren gebräuchlich waren, bestreht man mit einer recht breiten Häufelspitze und verwendet sie als Kaffeetuch oder als Dede für kleine Tische in Schlafstuben oder auf Veranden.

Obstessen. Gemiß ist Obstessen gesund, aber nur zu leicht übertreiben Kinder das Obstessen zur Zeit der Ernte. Sie langen nach jedem Apfel und jeder Birne, die ihnen erreichbar ist und essen zwischen den Mahlzeiten so viel, daß es ihnen schließlich an der gehörigen Genuß mangelt, wenn es zu Tisch gehen soll. Eine gute, geschmälzte Suppe und Fleisch und Gemüse gehören aber nothwendig zur Ernährung. Darum muß auch das gesunde Obst den Kindern zugetheilt werden.

Schleier wäscht man in lauwarmem Wasser ohne Seife mit einem Zusatz von Spiritus oder Salmiak, spült gut und trocknet sie, indem man sie aufspannt.

Teppiche müssen täglich abgekehrt werden. Diese Arbeit ist durch die moderne Teppichmaschine wesentlich erleichtert, da durch diese Art vor allen Dingen das Staubaufwirbeln vermieden wird. Hat man aber keine solche Maschine, so muß der zu diesem Zwecke benutzte Reiserbesen gut angefeuchtet und nach jedem Gebrauch sehr gründlich gereinigt werden.

Staubige Fußböden müssen nicht mit kaltem, sondern mit warmem Wasser aufgewaschen werden, da sich mit kaltem Wasser der Staub nicht entfernen läßt, seines Fettgehaltes wegen. Auch ist es unbedingt nöthig, die Fußböden von Zeit zu Zeit mit einem milden Seifenwasser abzubürsten und mit lauwarmem Wasser nachzuspülen.

Glühstrümpfe. — Beim Einkaufe soll hier nicht gespart werden. Es lohnt sich, gutes Material zu kaufen, da solche Glühstrümpfe länger halten. Eine Hauptsache ist aber, daß die Glühstrümpfe auch gut für die Lampe passen. Sobald sie zu groß sind, liegt die Gefahr nahe, daß sie leicht zerfallen.

Reinigungsmittel, die in jedem Haushalte immer vorrätig sein sollten, sind: Salmiakgeist, Benzol, Soda. Sehr oft ist irgend ein Fleck zu entfernen und außerdem sind gerade Soda und Salmiakgeist bei häufiger Anwendung gute Hilfsmittel beim Aufwaschen des Geschirres und der Stubenfußböden.

Der bekannte Glasertitt wird aus fein gepulverter Kreide durch Verreiben mit Leinölfirnis (bis zur gewünschten Festigkeit) hergestellt.

Etwas vom Schmalzgebakenen. — Das Ledere am Pfannkuchen vermag nicht allein auf der nöthigen Menge Hefe, sondern auch darauf, daß der Teig möglichst locker sein muß und nicht zu viel Zuder enthalten darf, da sonst das Fett unnothig hineinkommt. — Legt man eine Mohrrübe mit in das todende Fett, so bleibt es länger klar, da sich alle dunklen, verbotenen Theilchen an der Mohrrübe festsetzen.

Flecken und Fußböden von Tintenflecken zu reinigen. Es wird 1 Theil Schwefelsäure unter beständiger Umrührung nach und nach mit 8 Theilen Flußwasser gemischt und in einer Flasche aufbewahrt. Die Flecken werden mit warmem Wasser benehlt, etwas von der Flüssigkeit darauf gegeben und mit einem grohen Lappen tüchtig abgerieben. Dies wiederholt man, bis die Flecken, nachdem die Stelle trocken geworden, nicht mehr sichtbar sind, und wäscht sie mit warmem Wasser.

Ueber ein neues Konservierungsmittel, das die Baumwollener nicht anreizt und in Zukunft für die Praxis Bedeutung gewinnen dürfte, berichtet Dr. Voronen in der „Deutschen Pflanz-Zeitung“. Es handelt sich dabei um das Kaliumbifluorid. Es wird von dem Präpa-

rate gesagt, daß es die Faser überhaupt nicht angreift, sodah nach seiner Benutzung nicht einmal ein Auswaschen des Stoffes erforderlich ist. Beseitigen lassen sich mit Kaliumbifluorid Rost-, Tinten- und Blutflecke. Die Anwendung geschieht in der Weise, daß die Flecken mit einer 5-10prozent. Lösung des Kaliumbifluorids befeuchtet werden. Obgleich, wie erwähnt, eine Waschung des Stoffes nicht erforderlich sein soll, dürfte es sich für den vorsichtigen Praktiker doch empfehlen, zunächst den mit Kaliumbifluorid behandelten Stoff durch Wässern von dem Salze zu befreien.

Goldbad für Weißblech. — Das sorgfältig gereinigte Weißblech wird mit einer Mischung aus einem Theil Leinöl und zwei Theilen dunklen Kopalack bestrichen. Man bedient sich hierzu eines weichen, breiten Pinsels. Am besten werden die bestrichenen Tafeln alsdann im Trocknen getrocknet.

Wasserbassins für Wassergelügel können nicht so leicht einfrieren, wenn sie bis zum oberen Rand in die Erde eingesenkt werden. Im Sommer wird das Wasser in ihnen dann auch nicht so schnell warm.

Zur Abschwächung u. n. e. r. e. p. o. n. i. r. t. e. g. e. n. e. r. i. t. e. b. e. n. e. s. d. a. r. a. u. f. a. n. t. o. m. m. t. d. i. e. s. t. a. r. k. b. e. d. e. n. d. e. n. L. i. c. h. t. a. b. s. u. g. s. w. ä. c. h. e. n. o. b. n. e. d. a.ß. d. i. e. H. ä. r. b. i. t. o. n. e. v. e. r. l. o. r. e. n. g. e. h. e. n. b. e. d. i. e. n. t. m. a. n. s. i. c. h. m. i. t. V. o. r. t. h. e. i. l. d. e. s. A. m. m. o. n. i. u. m. p. e. r. s. u. l. f. a. t. s. D. a.ß. f. i. x. i. r. t. e. N. e. g. a. t. i. v. k. o. m. m. t. n. a. c. h. d. e. m. W. a.ß. e. n. i. n. a. e. i. n. e. 2. p. r. o. z. e. n. t. i. g. e. A. m. m. o. n. i. u. m. p. e. r. s. u. l. f. a. t. i. o. n. Man kann nun beobachten, daß sich zuerst die dichtesten Stellen wesentlich abschwächen. In der gewöhnliche Grad der Abschwächung so ziemlich (nicht ganz, da die Flüssigkeit nachwirkt) erreicht, so spült man mit Wasser gut nach. Es erfolgt alsdann ein Bad in 10prozentiger Natriumsulfatlösung und nochmals eine Wasser-spülung. Der Abschwächer läßt sich mehrmals nacheinander verwenden.

Zur Ausfüllung von Fußböden r. i. s. s. e. n. hat sich eine Mischung aus 70 Gramm Paraffin, 30 Gramm Karnaubawachs und 20 Gramm Cement gut bewährt. Die Substanzen werden im Dampfbad unter Umrühren erhitzt, bis eine dickflüssige gleichmäßige Masse entstanden ist. Die heiße Flüssigkeit wird in die Ritze geossen, wo sie erkaltet und erhärtet, stets aber elastisch bleibt.

Glasirter Kapstuchen. — Nachdem ein Kapstuchen nach folgendem Rezept gebacken ist, stellt man ihn auf ein Blech, bestreicht ihn mit Mandelstreifen und bestreicht ihn mit Eiweißschaum und Zuder, die so lange miteinander gerührt sind, bis der Zuder nicht mehr knirscht. Dann läßt man ihn am Ofen trocknen. Rezept: 1/2 Pfd. Butter, 1/2 Pfd. Zuder, 1 Pfd. Mehl, 6 Eier, 1/2 Quart Milch, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 2 bis 3 Unzen Hefe. Alles wird gut durchgemischt, zum Aufgehen ins Warme gestellt und in einer gut geputzten Form gebacken.

Goethe über historische Binnereivindlungen.

Der soeben im Verlage Fritz Seyder in Berlin-Zehlendorf erschienenen Auswahl aus „Edermanns Gesprächen mit Goethe“ entnehmen wir folgende Aufzeichnung Goethes: Es war von einem Bücherdrucker die Rede, der einen gothischen Charakter habe; man tam auf den neuesten Reichthum, ganze Zimmer in altheußer und gothischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hause,“ sagte Goethe, „wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei, viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen, und man mag auch ein gothisches Zimmer haben, so wie ich es ganz hübsch finde, doch Madame Vandoude in Paris ein ähnliches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Rasterade, die auf die Länge in feiner Hinsicht wohlthun kann, vielmehr aber den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gefeßt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkwelt hervorgeht, so wird es darin befeßt. Es mag wohl einer an einem lüthigen Winterabend als Türtle zur Rasterade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in einer solchen Wüste geigen wollte? Wir würden von ihm denken; daß er entweder schon verrückt sei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es sehr bald zu werden.“